



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission
1931**

8 (1931)

Caritasblüten

Nr. 8

1931



Dies ist der Wein, der Jungfrau sprossen
Und himmlisch schön erblühen macht;
Wo seine Ströme sich ergießen,
Wird selbst die Wüste voller Pracht;
Kein Malentau, kein frischer Brunnen
Geht je so süß der Seele ein,
Wer einmal diesen Wein gewonnen,
Der dürstet nur nach ihm allein!

Dies ist der Wein, der Jungfrau Seelen -
Unzählige - zum Himmel führt,
Die nur das Lamm als Lieb' erwählen,
Von keiner andern Lieb' berührt,
Der Wein, der einen Liliengarten
Gebracht auf diese Erde hat,
Den Engelhände treulich warten,
Und wehren, daß kein Feind ihm naht!
Cordula peregrina.

Ein afrikanisches Krankenhaus

Aus einem Briefe unserer Schwester Alfonsine aus Centocom entnehmen wir folgende interessante Beschreibung: Unser Krankenhaus ist eine Lehmhütte mit einem Strohdach; ein größeres und zwei kleinere Krankenzimmer, das ist die ganze Einteilung dieses primitiven Krankenhauses. Nach europäischer Berechnung kann man zehn Bettstellen aufstellen, nach afrikanischer Sitte aber finden die übrigen Patienten Platz auf dem Boden.

Ein hiesiger Patient kommt gewöhnlich nicht allein. Ist ein Kind krank, dann kommen Mutter und Großmutter mit, denn hier in Afrika hat die Großmutter mehr Recht über das Kind als die Mutter. Sie versorgt hauptsächlich die kleinen Kinder, während die Mutter derselben die ganze Haus- und Feldarbeit tun muß, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie ja bei der Heirat so viele Ochsen gekostet hat. Die Frauen haben hier noch ein schweres Dasein. Die Mutter muß alles über sich ergehen lassen, auch wenn die Großmutter die Kleinen mit allerlei abscheulichen Medicinen sozusagen füttert. Stirbt das Kind in Folge dieser Medikamente, so bekommt die Mutter die Vorwürfe, und sie ist die Schuldige. Freilich hat die Großmutter nicht die Absicht, die Kinder ums Leben zu bringen. Sind die Kinder gesund, dann gibt sie ihnen Medicinen von den vielen scharfen Kräutern, damit die Kinder nicht krank werden, und sind sie krank, so müssen sie diese Medikamente in noch größerem Maße nehmen, wodurch aber gewöhnlich kleine Kinder sterben. Es kommt ja auch bei Erwachsenen nicht selten vor, daß sie in Folge der scharfen Pflanzensäfte, welche sie bei der kleinsten Unpäßlichkeit nehmen, noch kränker werden, denn es ist oft sehr viel Gift, das sie aus Wurzeln und Baumrinden bereiten.

Viele Kranke, welche hier in unser Hospital kommen, sind vergiftet. Eine andere Krankheit, welche heftig bei den Eingeborenen auftritt, ist die Schwindsucht. Haben die armen Patienten keine Eltern oder gutgesinnte Verwandte, dann sind sie ihrem Elend selbst überlassen und siechen so dahin. Da muß die Mission eingreifen. Die Eingeborenen haben auch die Gewohnheit, lauter kleine Schnitte in die Haut zu machen, wenn jemand Lungenentzündung hat, und zwar an der Stelle, wo der Schmerz ist. Diese Einschnitte können oft sehr tief sein; Aderlaß ist nicht selten bei den Schwarzen. Hat der Kranke ein Fieber, so legen sie ihn einfach hinaus in den Wind, damit er abkühlt, und hat er Schüttelfrost, wird er ans Feuer gebracht.

Auch die Behandlung der Wunden macht den Schwarzen nicht viel Kopfschmerzen. Ein beliebtes Heilmittel bei ihnen ist der Lehm; damit schmieren sie alle Wunden zu.

Vor längerer Zeit kam ein Mann in unser Lehm-Krankenhaus mit einer großen Wunde am Arm. Diese Wunde war auch schon zum Teil mit Lehm verschmiert, während ein Teil desselben schon von der Unreinigkeit aufgeweicht und weggefallen war. Als ich mich diesem Mann näherte, sagte mir der schlechte Geruch schon, daß es unter dem alten Lappen, mit dem der Arm verbunden war, nicht gut aussehe. Ich nahm diesen ganz provisorischen Verband weg, aber da wimmelte es von Würmern. Ich dachte wohl an die heilige Rita, welche die Würmer, welche von ihrer Kopfwunde herunterfielen, ihre



Der europäische Arzt und seine Patienten; im Hintergrund Schwester Alfonsine.

Engelchen nannte. Dazu fühlte ich mich in diesem Augenblick gar nicht stark genug, ihnen solchen Rosenamen zu geben, sondern ich suchte sie durch Bäder und dergleichen so bald wie möglich zu vernichten. Der Mann war aber auch höchstwahrscheinlich durch schädliche Medizinen vergiftet. Er konnte, Gott sei Dank, noch getauft werden und starb schon nach einigen Tagen.

Nun muß ich wieder auf unser famoses Krankenhaus zurückkommen. Der Operationsaal ist nur ein kleines Zimmerchen mit einem Fenster, das oben im Dachgiebel ist, denn die Zimmerdecke wird durch das Strohdach ersetzt. Der Fußboden ist teils mit roten Ziegelsteinen, teils mit einfachen Bruchsteinen belegt; zum Ausfugen der Steine hat ebenfalls der Lehm den

Zement ersetzen müssen. Als Waschtisch benutzen wir eine große Kiste; in eine alte Nähmaschine fügte ich in die Öffnung wo die Maschine selbst saß, ein Brettchen, und der fahrbare Instrumententisch war fertig. Die Sorge für den Instrumentenschrank bleibt uns erspart, da wir ja keine Werkzeuge haben; die muß der Arzt bei jeder Operation selbst mitbringen.

Sie sehen, daß Krankenpflege schon etwas beschwerlich ist in Süd-Afrika, um so mehr, weil wir bei unserm Krankenhaus kein Wasser haben. Will ich einen Tee bereiten für den Kranken, oder brauche ich warmes Wasser, dann muß ich zur Schwesternküche eilen, die ziemlich weit von unserm Krankenhaus entfernt ist. Aber alle diese Opferchen bringt man so gerne; sie nehmen ja das Glück und die Zufriedenheit nicht weg.

In Gottes freier Natur atme ich ja wieder auf. Wenn ich die stattlichen Bäume und blühenden Sträucher und die duftenden Blumen sehe und die herrlich gefiederten Vöglein betrachte, wie die meisten durch ihren lieblichen Gesang ihren Schöpfer preisen und die Menschheit erfreuen, dann lebe ich wieder auf und nehme mit neuem Mut in meiner Lehmhütte die Krankenpflege wieder auf. Wenn die Blumen auch bei der großen Tageshize ihre Köpfe müde sinken lassen, so erholen sie sich wieder über Nacht und stehen am Morgen wieder da in ihrer vollen Pracht.

Zum Schluß noch eine kleine Episode.

Als ich eines Abends vom Schwesternhaus zum Hospital ging, um bei den Kranken Umschau zu halten und zu sehen, ob alles in Ordnung sei, wollte ich keine Laterne mitnehmen, weil der Mond so freundlich lachte. Eine innere Stimme sagte mir aber: „Nimm die Laterne mit.“ Ich hielt es für überflüssig. Aber immer wieder mahnte mich dieselbe Stimme, Schließlich kehrte ich doch wieder um und holte mir eine Laterne. Als ich in die Nähe des Krankenhauses kam, wo einige hohe Bäume stehen, die einen dunklen Schatten auf den Weg werfen, sah ich zu meinem Schrecken eine Schlange quer über den Weg liegen. Ich eilte zur Knabenschule und holte einige Jungens, damit sie die Schlange totschlagen sollten; doch als wir hinkamen, war sie fort. Nun kam mir die ganze Sache zum Bewußtsein, und ich dankte meiner himmlischen Mutter und dem hl. Schutzengel für die eigentümliche Hilfe.

So vertraue ich auch auf Gottes Hilfe, daß unser Lehmhaus einmal ersetzt wird durch ein aus Stein hergestelltes Gebäude. Wir machen keine Ansprüche auf ein hochmodernes Hospital; mit festen Wänden, einem soliden Fußboden und einem Dach, das dem Regen keinen Einlaß gewährt, sind wir schon zufrieden. Das gebe Gott!

3



Schw. Edelrieda Schmühl, Reinharda Rübsam, Kostka Bormann, Sofina Kaiser,
Schw. Kreszentiana Kiebler, Celine Weißenborn, Hedwigis Fuchs.

Am letzten Tag des Herz-Jesu-Monats bestiegen sieben unserer jungen Missionarinnen in Rotterdam den deutschen Dampfer „Watussi“, der mittags 1 Uhr seine Anker lichtete, um seinen Kurs nach dem fernen Süden zu lenken. Mutig zogen sie aus zum Weinberg des Herrn, und wir hoffen, bald die Nachricht einer glücklichen Ankunft zu erhalten. Fünf dieser tapferen Heldinnen landen Ende Juli in Durban und reisen von da nach Mariannhill, wo ihnen ihr Arbeitsfeld angewiesen wird.

Schwester Kreszentiana Kiebler und Schwester Kostka Bormann verlassen das Schiff endgültig erst in Beira und werden in Rhodesia von ihren dortigen Mitschwestern erwartet.

Mögen ihnen recht viele hochherzige Seelen aus den deutschen Gauen nachfolgen, um sich am großen Werk der Seelenrettung zu beteiligen.

4

Der Kampf um ein kleines Negermädchen

Von einer Missionschwester

Manaiti, so hieß das kleine Mädchen, von dem ich jetzt erzählen möchte, um den lieben Lesern einmal verständlich zu machen, wie es den armen schwarzen Kindern manches Mal ergeht. — Es war an einem Abend im Monat Februar, als uns eine Frau dieses kleine, ungefähr sechsjährige Mädchen zur Mission brachte. Diese Frau war nur eine Bekannte dieses Kindes und erzählte uns, daß dieses kleine Mädchen keine Mutter mehr habe. Als das Kind drei bis vier Monate alt gewesen, sei seine Mutter gestorben, vom Vater habe man nie etwas vernommen, wer er sei, oder wo er lebe; man habe ihn nie gesehen.

Wie es eben bei den Negern Sitte ist; wenn die Kinder klein sind, kümmert sich fast niemand um dieselben; nur wenn es Mädchen sind, will nachher jeder der Herr über sie sein, weil die Mädchen, wenn sie groß sind, verkauft werden um vieles Geld, Kühe oder Ziegen usw. Der Brautwerber kommt nämlich zum Vater des Mädchens und bittet um dasselbe; dann werden große Verhandlungen geführt. Was der Vater verlangt, muß der Bräutigam geben; natürlich besteht eine ungefähre Taxe, je nachdem wie die Braut groß und wohlgenährt ist, muß bezahlt werden. Auch muß der Bräutigam noch alles bezahlen, was die Braut von Geburt an gekostet hat an Kleidern usw. Zudem muß er auch alles bezahlen, was das Mädchen zerbrochen hat an Töpfen, Geschirr, an Gerätschaften, wie Hacken, Spaten usw. Und die Eltern des Mädchens wissen das so genau, ohne daß sie es notiert haben; denn die Mehrzahl von ihnen kann ja nicht schreiben. Aber darin entgeht ihnen nichts, aber auch gar nichts, woran sie an Wert verlieren würden.

Wenn nun der Bräutigam die ganze Summe bezahlt hat, gehört das Mädchen ihm und er kommt, es abzuholen. Es ist dem Vater des Mädchens vollständig gleich, ob der Mann ein Christ oder Heide ist, ob er gut oder schlecht ist; die Hauptsache ist das Geld, und da kann es seinem Kinde gehen wie es will, das läßt ihn ganz kalt und ist ihm gleich.

Ach, diese armen Kinder Afrikas, werdet ihr, liebe Leser, sagen. Gewiß, sie sind sehr zu bedauern in manchen Fällen; aber trotzdem sind sie auch wieder ergeben in ihr Schicksal, denn es ist eben der alte Gebrauch so bei ihnen, und sie wissen, daß da nichts zu machen ist. Wie oft haben wir schon unter uns gesagt, es ist gut, daß die armen Kinder nicht wissen, wie es in Europa, in einer echt christlichen Familie ist, sonst könnten sie wirklich nicht leben vor Kummer.

Es ist sogar in gewisser Beziehung gut, daß die Mädchen hier

alle gekauft werden von dem Bräutigam, und daß sie sehr teuer sind; denn sonst würde die Vielweiberei überhand nehmen und für die Missionare würden die Schwierigkeiten sich zu mannigfaltig gestalten. Doch nun wieder zu unserer kleinen Manaiti zurück. Dieses arme Würmchen hatte nun doch eine mitleidige Seele gefunden in einer Frau aus demselben Stamme, dem es angehörte, genannt Mnandi. Sie hatte das Kind mit in ihre Hütte genommen und es ernährt, als ob es ihr eigenes gewesen wäre. Dieses kleine Mädchen machte ihre ganze Freude aus, und sie liebte es sehr, denn es war sehr geweckt und klug.

Die Eingeborenen lieben die Veränderung und ziehen gerne von einem Ort zum andern. So war es auch hier der Fall, und die kleine Manaiti kam mit ihrer Pflegemutter in die Nähe unserer Station. Sie war nun ungefähr $1\frac{1}{2}$ —2 Jahre hier, und wir kannten sie als eine gute Christin. Wir alle hatten Freude an der Kleinen, denn es war wirklich ein liebes Kind, und es konnte oft sehr drollig sein.

Es mochten ungefähr vier bis fünf Monate vergangen sein, als mir eines Morgens auf dem Wege zur Stadt ein Mann begegnete, den ich nicht kannte. Er sagte mir, er möchte Manaiti haben. Ich war etwas stutzig für den Moment und dachte, wie doch die Neger schlau sind; da haben sie doch schon wieder herausgefunden, daß die Pflegemutter nicht die eigentliche Mutter ist, also auch nicht ein direktes Anrecht auf das Kind hat. Es wurde mir schon etwas bange um unsere kleine Manaiti. Ich verwies den Mann an den Pater Superior. Dieser verweigerte ihm selbstverständlich das Kind, denn der Mann habe durchaus kein Anrecht darauf. Wäre es ein Knabe gewesen, so hätte niemand ihn haben wollen, sondern alle hätten gesagt: Gut, daß wir den los sind.

Es verging eine kurze Zeit, da kam dieser Mann ein zweites Mal. Um mich zu hintergehen, sagte er, er habe Erlaubnis vom Pater Superior; ich dürfe ihm das Kind aushändigen. Ich sagte ihm, ich hätte andere Weisung bekommen; und dann ging er davon. Weil er sich in seinem Vorhaben getäuscht sah, steckte er sich hinter einen Muselman, Ali mit Namen, daß dieser ihm helfen möge. Dieser Ali war nun schon zum Bezirksamtman gewesen und hatte diesem allerlei vorgelogen. Er kam mit einem Zettel, der mit der Schreibmaschine geschrieben war, um uns zu täuschen; denn er hatte gedacht, daß wir glaubten, was auf dem Zettel stand. Weil es nun auch noch mit der Schreibmaschine da geschrieben stand, daß das Kind sein Eigentum sei, so glaubte er sicher, wir wären ängstlich gewesen und hätten ihm so ohne weiteres das Kind gegeben. Aber er sah sich getäuscht, denn es fehlte jede Unterschrift.

Nun besprach sich dieser Ali mit einem Heiden, aus dem Stamm der Massay, und dieser sagte nun, er sei der Großvater des Kindes. Eines Abends spät kam Ali zu uns und sagte, wir sollten doch um keinen Preis dem Massay das Kind geben, denn er wolle es haben. Allem Anschein nach hatten der Ali und der Massay Streit bekommen, denn jeder wollte jetzt der Besitzer sein. Ich verwies ihn an Pater Superior; aber er getraute sich nicht dort hinzugehen.

Die arme Pflegemutter war schon oft bei uns gewesen und hatte uns wiederholt gebeten, wir sollten doch das Kind nicht herausgeben, und wir versicherten ihr, alles zu tun, um es zu behalten. Auch Pater Superior versicherte ihr dasselbe. Die arme Frau war auch schon zum Bezirksamtmanne gewesen und hatte ihm alles erklärt; aber es hatte ihr nicht viel genützt. Es tat uns allen so leid. Es verging nun wieder eine kurze Zeit in Ruhe, und wir dachten schon, alles sei erledigt und wir könnten die Kleine behalten.

Da auf einmal kam der Massay mit einem Brief vom Bezirksamtmanne, daß das Kind ihm gehöre. Wir waren alle ganz erstaunt über eine solche Ungerechtigkeit. Ich verwies ihn ebenfalls an Pater Superior. Er fragte: Wo ist der Pater? Ich sagte, er sei in der Stadt. Da wurde er frech und glaubte er sei Herr im Hause hier, weil er uns allein glaubte, er nahm seinen Stock, schlug damit vor mir auf den Boden, und schimpfte und spektakelte. Ich sagte ihm, er solle sich ruhig verhalten, oder ich würde mich an die Polizei wenden. Ja, sagte er, kannst du denn nicht lesen, was in dem Brief steht? Das Kind gehört mir. Dann schlug er nochmals auf den Boden und sagte: Ich bin die Lauferei bald satt vom Bezirksamtmanne zu euch, von euch zum Pater usw., ich wende mich an das Gericht. Schließlich, als er sah, daß wir nicht bange waren, ging er doch, und wir waren froh, daß wir den wüsten Menschen los waren.

Doch am andern Morgen kam er schon wieder, nachdem er zuvor wieder beim Bezirksamtmanne gewesen war. Letzterer hatte nun an Pater Superior ein Briefchen geschrieben, wir möchten noch einen letzten Versuch machen und das Kind in Gegenwart des Massay fragen, ob es mit ihm gehen wolle; der Bezirksamtmanne hoffte, wenn das Kind selbst sich weigern würde, würde der Massay auch davon abstehen, und in diesem Falle hätten wir es behalten können. Aber der alte Heide bestand darauf, er wolle das Kind, und wenn wir es nicht gäben, ginge er zum Gericht.

Wir holten nun die Kleine, und als das Kind den großen Heiden sah, schrie es, so laut es konnte: Ich gehe nicht mit, ich bin kein Massay, ich bin aus dem Stamm der Mnandi. Der Alte hatte noch seine heidnische Frau mitgebracht, damit diese

das Kind an sich locke. Sie redete dem Kinde allerlei vor; unter anderm: „Ich bin deine Mutter, ich habe dich geboren.“ Da schrie das Kind: „Du lügst; es ist nicht wahr, du lügst.“ Dann lief das arme Kind in unser Haus und verkroch sich. Als ich es auf Wunsch von Pater Superior nochmals herausholen sollte, konnte ich die Kleine nirgends finden, bis ich sie hinter einem Bett hervorziehen mußte. Es war zum Erbarmen, wie sie sich wehrte. Wir fragten nochmals: „Willst du mitgehen?“ „Nein, nein“, und schon war sie wieder davon, und in die Kapelle gelaufen. Der alte Heide war sehr böse und auch seine Frau; indem er mit dem Stocke drohte, ging er davon.

Dann kam die Kleine aus ihrem Versteck mit rotgeweinten Augen und sagte: „Wenn er mich mitnimmt, ich laufe doch wieder davon.“ Es war uns allen so hart. Pater Superior war noch selbst zum Bezirksamtmanne gegangen, und hatte ihm gesagt, wenn er das Kind haben wolle, möchte er selbst kommen; wir können nichts mehr tun. Es wollte absolut nicht fort.

Am andern Morgen kam der Amtmann. Er sagte, er wolle es noch einmal auf seinem Büro versuchen, obschon er wenig Hoffnung habe. Er wünsche nicht, daß der Massay uns noch länger auf der Mission belästige. Denn dieser sei ein böser Mensch, und wenn er zum Gericht ginge, könnten große Schwierigkeiten für uns daraus entstehen.

Also unsere kleine Manaiti mußte mit, obschon sie ihre bittersten Tränen weinte und es dem Bezirksamtmanne selbst sehr leid tat. Nach kurzem kam ein Brief vom Amtmann, es sei ihm unmöglich gewesen, das Kind freizubekommen und der Massay habe es mitgenommen. Wir alle hätten weinen können, als wir es hörten, und auch unserm guten Pater Superior kamen fast die Tränen. Die arme Pflegemutter war untröstlich. Aber was konnten wir noch mehr tun, was wir nicht getan hätten? Wenn die Regierung gesprochen hat, dann hat man hier zu schweigen, sonst —. Ein Glück noch, daß das Kind noch nicht getauft war; sonst wäre seine heilige Religion bei dem Heiden in großer Gefahr gewesen.

So geht es den armen Kindern Afrikas. Hätten wir Geld gehabt, so hätten wir das Kind kaufen können, denn es wäre dem alten Heiden gleich gewesen, wem er sein Kind verkaufte. Wenn wir es ihm bezahlt hätten, hätte er es uns gelassen. Aber es steht halt nicht immer in der Macht der Missionare, solche Kinder freizukaufen. Denn es kommen öfters solche oder ähnliche Fälle vor. So auch dieses Mal: wir mußten unsern Liebling gehen lassen. Wer weiß, wo das arme Würmchen jetzt steckt; wir haben nichts weiter von ihm gehört. Möge der liebe Gott ihm doch die Gnade geben, daß es noch einmal eine Christin wird. Und möge der liebe Gott in der Heimat viele

Herzen erwecken, die die Missionare unterstützen durch Gebet und auch durch Almosen, damit ihnen ihre schwere Berufsarbeit so ein wenig erleichtert wird.

3

Große Jagd

Von Schw. M. Alfreda, Triashill, Rhodesia

Es war gerade die Zeit, wo hier das hohe Gras abgebrannt wird. Nach dem Morgen-Gottesdienst hatten es die großen, der Schule entlassenen Mädchen, welche zur Nähstunde kommen sollten, sehr eilig. Auch die Kleinen riefen schon: „Schwester, laß uns doch bald nach Hause gehen, wir haben ja heute großen Hunger; Du weißt, wir sind noch nüchtern.“ Es war eine eigenartige Bewegung unter den Kindern. Den Kleinen dauerte die Schule fast zu lang, und den großen Mädchen kam die Nähstunde auch viel länger vor wie sonst. Kaum war die Schule aus, da steht schon ein ganzer Schwarm Kinder um mich herum. Ich frage: „Was ist denn heute los, daß Ihr so unruhig seid?“

„Ach, Schwester, hast Du nicht einige Haken (kleine Drahthaken) und seien es auch ganz alte, wir wollen heute Mäuse fangen.“

Nun wußte ich genug und konnte mir ihren Hunger erklären. Ich sagte darum zu den Kindern: „Haken könnt ihr haben, aber ihr müßt sie wiederbringen und mir euren Fang zeigen.“ Aus allen Kehlen schallte es: „Ja, das tun wir auch, und dann ging es im Sturm hinaus in die naheliegenden Wiesen, wo gerade das Gras abgebrannt wurde. Im Nu waren alle an der Arbeit. Die Mäuserinnen waren ja jetzt gut zu sehen, und so ging es jetzt an die Jagd. Wehe, wenn sich ein Mäuslein sehen läßt, es wird uns nicht entwisphen, auch wenn es noch so schnell in sein Loch schlüpft. Die Löcher werden aufgehakt und die Mäuse ganze Strecken weit in der Erde verfolgt, bis das arme Tierchen in den letzten Schlupfwinkel seines langen unterirdischen Hauses geflüchtet ist, wo es ganz sicher erwischt wird.

Die Kinder waren bereits zwei Stunden an der Arbeit gewesen und noch keines zurückgekommen. Es dauerte noch eine geraume Zeit, bis sie endlich mit ihrer Beute nach Hause kamen. Ihre Taschen, wenn sie solche hatten, waren mit Sicherheitsnadeln zugesteckt. Als sie nun ihre Mäuse hervorzogen, wurde es mir ganz schauerlich zumute, denn diese waren ja so groß wie Katten. Die großen Mädchen hatten je 14 Exemplare oder noch mehr; die Kleinen wollten mit ihrer Beute nicht recht zum Vorschein kommen, obwohl keines von ihnen weniger als 7 Mäuse erlegt hatte. Sie schämten sich nur ein wenig, dieselben

aus ihrem Versteck hervorzuziehen, denn sie hatten sie alle unter das Kleidchen gesteckt. Sie trugen die Hemdchen über das Röckchen, es wurde ein Strick über das erstere gebunden, und die Taschen waren fertig. Zu Hause ging es dann ans Braten und Schmausen. Wir sind überzeugt, daß ihnen diese sauer verdienten Braten besser gemundet haben wie manchem Weißen ein guter Kalbsbraten.

Während die Mädchen und die Kleinen es auf die Mäusejagd abgesehen hatten, waren die Buben ausgezogen, um Hasen zu fangen. Auch die Hasenjagd ist viel erfolgreicher, wenn das Gras abgebrannt ist.

Kaum war die Schule beendet, so waren die Buben schnell wie der Blitz entflohen; sie brauchten ja nur Stöcke für ihre Hasenjagd, und dann gab's Laufpartien, alle den Hasen nach. Unser Fido, der Haushund, tat mit. Bereits hatten sie fünf Hasen erlegt; das war viel, denn jeder Hase muß im Laufschrift verfolgt werden. Wenn dann die tapferen Jäger nach Hause kommen, wird alles ehrlich auf die große Menge verteilt; schließlich erhält jeder doch nur ein ganz kleines Stückchen, aber das ist genug, denn der Schwarze ist genügsam.

„Wie auch wir!“

Der heilige Johannes, der Almosengeber, hatte öfter einen vornehmen Herrn aus Alexandria ermahnt, sich mit seinem Feinde auszuöhnen. Da er ihn halsstarrig fand, ließ er ihn eines Morgens zu sich bitten, führte ihn in eine Kapelle und verrichtete dort in seiner Gegenwart das heilige Messopfer. Niemand als der Ministrant durfte diesmal anwesend sein. Zu jener Zeit war es üblich, daß der Priester das „Vaterunser“ zwischen der Wandlung und Kommunion mit dem Volke gemeinschaftlich laut betete. Als nun der Heilige zu der fünften Bitte kam, schwieg er plötzlich und winkte dem Ministranten zu schweigen, so daß der vornehme Herr, dieses nicht bemerkend, allein die Worte hersagte: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Da wandte sich der Heilige zu ihm und sagte voll lieblicher Sanftmut: „O denket, ich bitte euch, an das, was ihr soeben zu Gott gesagt habt. Als ihr nämlich um Verzeihung batet, da habt ihr bezeugt, daß ihr auch dem vergeben wollt, der euch beleidigt hat.“ Der Herr ward durch diese Anrede innigst gerührt, und seine Schuld erkennend, fiel er dem heiligen Johannes zu Füßen und rief unter Tränen aus: „Euer Diener ist zu tun bereit, was ihr zu tun ihm befehlet.“ Er ging dann hin und söhnte sich ohne Verzug mit seinem Feinde aus.



Maria, Himmelkönigin,
 Lenk meinen Geist und meinen Sinn.
 Schau erdentwärts
 hier auf mein Herz,

Und mach es klar	Ersteh mir Kraft
und mach es rein,	von deinem Sohn,
Und mach es bar	Die Liebe schafft,
von allem Schein;	der Liebe Lohn.
Und mach es reich	Bricht dann herein
und voll Geduld,	das Abendrot
An Liebe reich	Und hintendrein
und arm an Schuld.	der bitt're Tod,
Mach's demutvoll,	Trag himmelwärts,
wie dir es lieb;	o Mutter, du,
Wie sein es soll	Das müde Herz,
ein Herz mir gib.	zur ew'gen Ruh,
Gib Gottvertrau'n,	Zur Gottesruh,
Beharrlichkeit,	zum ew'gen Licht,
Auf dich soll's schau'n	O Jungfrau du,
zu aller Zeit.	vergiß mein nicht!

Allerlei aus der Mission

Ein schöner Leckerbissen

Von Schw. M. Siena

Gestern kam unsere Klotilde mit der Nachricht zum Vater, daß ein Huhn totgegangen sei. „Nun“, sagte der gute Vater, „was tot ist, ist tot; grab es nur ein.“ Unsere guten Jungens standen in kurzer Entfernung und warteten darauf, wo wohl Klotilde das Huhn begraben werde. Nicht lange, so war das tote Hühnchen in den Händen der so sehnsüchtig auf diesen Leckerbissen wartenden Buben. Alle wollten helfen rupfen. Warum? Damit es nachher verteilt werde für die, die es gerupft hatten. Alle wollten diesen Leckerbissen kosten. Nun aber läutete es zum Abendgebet. Sorgfältig wurde dieses kostbare Ding versteckt und zur Kirche geeilt. Nach dem Abendgebet kamen die Mädchen, welche die Hühner besorgen, zu mir und baten um die Erlaubnis, Gemüse holen zu dürfen. Gemüse! — dachte ich, was mag wohl das für ein Gemüse sein? Doch ich ließ sie gehen mit der Bedingung, schnell zurückzukommen. Aber es verging eine ganze Stunde, und die Mädchen waren noch nicht zurück.

Was war geschehen? Sie hatten das Huhn in den Händen der Buben gesehen und dachten sich, „wir sollen den Stall reinigen und nichts davon haben? Nein, das geht nicht!

„Haya, Jungens, gebt uns das Huhn her!“

„Ha, wir haben's gerupft, und ihr wollt es essen. Das wäre noch schöner. Die Federn könnt ihr haben.“

„O, die Federn wollen wir nicht, wir wollen das Huhn.“

„Das Huhn bekommt ihr nicht.“

Nun wurde gestritten, und so lange gestritten, bis die armen Buben das Geschnatter müde waren und das halbe Huhn für die Mädchen abgaben. Nun war dieses arme Hühnchen ein Leckerbissen für 30 Personen geworden, die es verzehrten unter lautem Jubel und Gelächter. Ein jeder schnitt sich ein Stückchen ab, band es an ein Stück Holz, hielt es ein wenig über das Feuer, bis es warm geworden war, dann wurde es verschmaust.

*

Aus St. Michael

Von Schw. M. Anacleto

Einer meiner früheren Schüler, Michael mit Namen, den ich schon lange Jahre nicht mehr gesehen hatte, erzählte mir Folgendes aus seiner Kindheit:

„Als ich noch klein war, hatte eine alte Frau mich gewarnt vor Dir, der dünnen Schwester. Sie sagte mir, Du kämst so oft in den Kraal, um die Kinder zu holen, sie zu töten, zu braten und zu essen. O, Schwester,“ sagte Michael, „welche Angst habe ich ausgestanden, als ich mich bereden ließ, in der Schule zu bleiben. Als es Abend wurde, zündete man eine große

Lampe an. So ein Ding hatte ich noch nie gesehen, dann wurden wir in den Schlaffaal geführt, dann konnte ich nicht schlafen, denn ich erwartete nichts anderes mehr, als daß die hagere Schwester kommen würde, mich zu verzehren. Aber bald fand ich, daß man in der Schule nichts zu fürchten habe, und daß die hagere Schwester mir eine besorgte Mutter war."

Dieser Michael war fleißig, brav, war längere Zeit Ministrant, und nachdem er seine Schulzeit beendet hatte, kam er in Durban in den Dienst und war bei seiner Herrschaft sehr beliebt.

Eines Tages fand er auf der Straße einen Schlüssel und sah gleichzeitig einen Europäer, der hin- und herging und etwas suchte. Michael zeigte ihm den Schlüssel und fragte ihn, ob er diesen vielleicht verloren habe. Der Europäer staunte und fragte ihn freudig: „Bist Du ein Christ?“ Michael bejahte es.

„Ja, ich sehe es,“ sagte der Herr, „denn Du bist ein ehrlicher Bursche.“ Zum Dank gab er ihm eine Banknote in die Hand. Michael ist jetzt ein guter Familienvater.

*

In alten Blättern unserer Missionsberichte lese ich in der Beschreibung einer Tauffeierlichkeit in Mariatal von der großen Sehnsucht, welche die Eingeborenen nach der hl. Taufe haben, wenn sie einmal von der Gnade erfaßt sind.

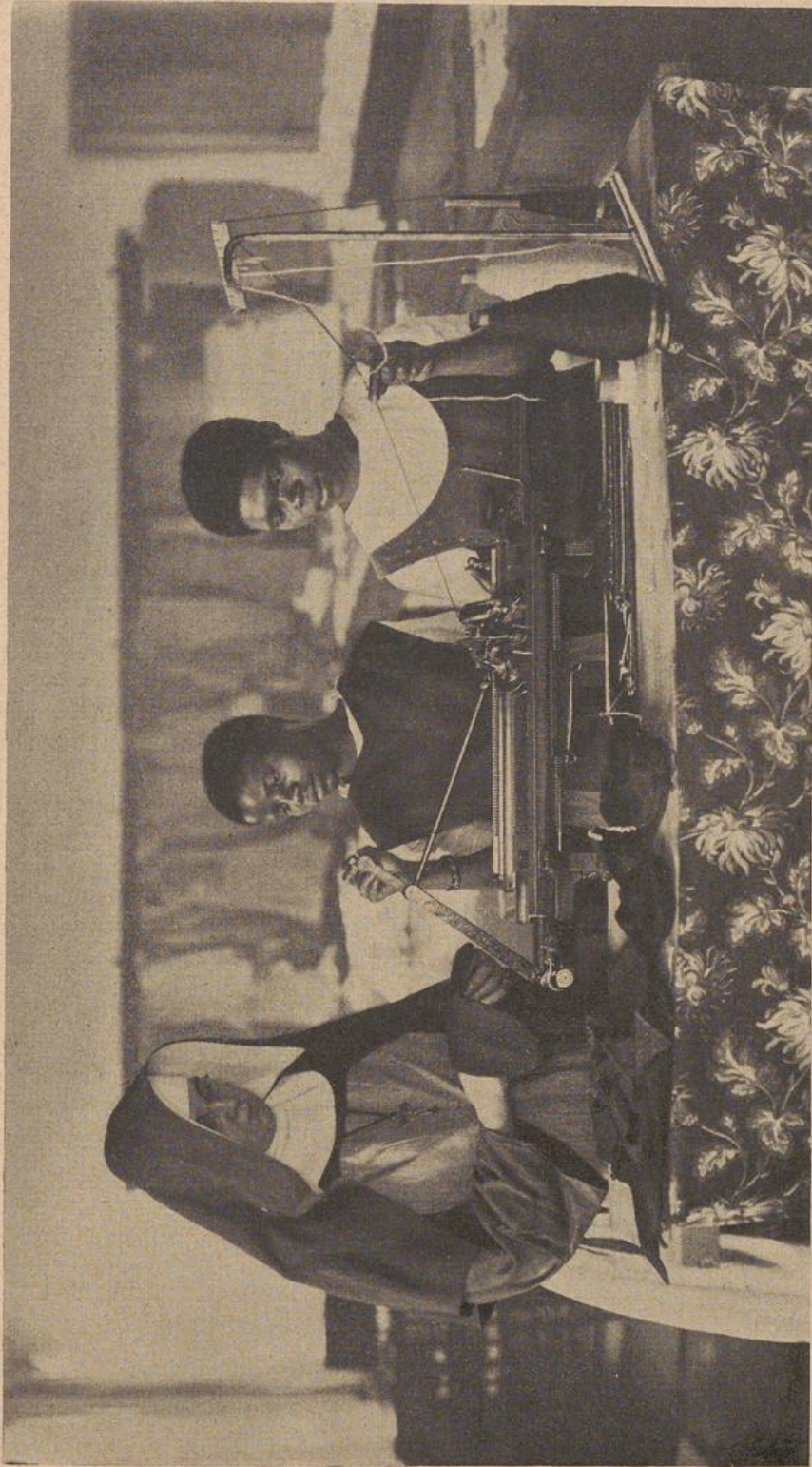
Schwester Gaudiosa schreibt:

Ein heidnischer Knabe Namens Kunka rechnete lange auf das Glück der hl. Taufe. Als aber die Zeit der Auswahl heran- nahte, wurde er vom Pater Missionar wegen der verhältnis- mäßig kurzen Vorbereitungszeit noch zurückgesetzt. Welche Ent- täuschung für unsern Kunka! Er ließ jedoch nicht nach; er versuchte durch Tränen und Bitten den Missionar umzustimmen, aber umsonst. Trotz der kindlichen Bitte des Knaben ver- weigerte der Missionar entschieden die Einwilligung. So kam unser Kunka wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Er sagte zu seinen Kameraden: „Der Baba will mich nicht zu- lassen. Jetzt gehe ich, um mit dem Herrn zu ringen; ich will doch sehen, ob mich der liebe Heiland auch nicht hört.“

Schnurstraks ging er zur Kirche. Lange und innig betete er dort vor dem Tabernakel. Nach wenigen Stunden erschien auch seine noch heidnische Mutter, um Fürsprache für Kunka einzulegen.

Einem solchen Drängen konnte der Missionar nicht wider- stehen, und er taufte ihn am folgenden Tage auf den Namen: „Wilhelm“. Wer war glücklicher als dieser Junge? Er ist ein sehr eifriger, lernbegieriger Knabe von ungefähr 11 Jahren.

Einem anderen Knaben, Gena mit Namen, wurde das Glück der heiligen Taufe unter ähnlichen Umständen zuteil. Auch er war wegen zu kurzer Vorbereitungszeit zurückgesetzt worden. Was war da zu tun? Es war schon der vorletzte Tag vor der heiligen Taufe, und seine Heimat war mindestens eine Tage-



Strumpfwanderei der Missionschwestern vom kostbaren Blut in Mariannhill.

reise weit entfernt. Das jedoch schreckte den kleinen Helden nicht ab. Im Lauffturm ging's dem heimatlichen Kraal zu, um den Vater zu bewegen, Fürbitte für ihn beim Missionar einzulegen.

Der folgende Tag ging vorüber, und unser Gena kam nicht. Hatte er vielleicht schon alles beiseite geworfen, nachdem er zurückgesetzt worden war? O nein. In der frühesten Morgenstunde des Taufstages waren die Täuflinge schon alle vollzählig versammelt in unserer Mädchenschule. Der Pater Missionar gab ihnen noch einige väterliche Ermahnungen über diesen wichtigen Schritt. Da entdeckte er unter den Täuflingen auch Gena. „Was willst Du denn hier?“ fragte er erstaunt den Knaben.

„Getauft möchte ich werden, Baba“, war seine Antwort.

„Und Du bist hier ohne hochzeitliches Kleid?“ erwiderte der Pater Missionar. Schuldbewußt und zugleich innig flehend schaute der Knabe den Priester an. Da trat auch schon sein heidnischer Vater hinzu und beide baten so inständig und unaufhörlich, daß der Pater Missionar einwilligte. Gena wurde nun unter die Zahl der Glücklichen aufgenommen. Zuerst mußte er sich noch gründlich säubern, denn er kam ja vom heimatlichen Kraal, und da geht es nicht so sauber her. Nun hätten Sie die Eilfertigkeit seiner Schulkameraden sehen sollen. Wie ein Bienenschwarm fielen sie über Gena her, dem noch zuguterlezt das Glück hold gewesen war. Sie kamen mit einer Schere und schnitten ihm das wollene Haupthaar ab, damit das Taufwasser ungehindert fließen könne; ein anderer ergriff eine Waschwanne, ein dritter eine Bürste, um ihn gründlich zu säubern, ein vierter zog ihm ein Kleidungsstück an, ein fünfter Schuhe und Strümpfe, zuletzt steckte man ihm noch ein weißes Krägelchen um den Hals, denn das liebt der Neger gar sehr. Wir Schwestern waren Augenzeuge dieser Kur, die fast mit Blitzesschnelle über den Glücklichen erging, und konnten uns eines herzlichen Lachens nicht erwehren. Im Nu stand unser Gena blitzblank da und wurde eine Stunde später auf den Namen „Gerhard“ getauft.

Was wurde aber mit seinem Vater? Ihn schien die Gnade während des Taufaktes gerührt zu haben, und auch er bat dringend für sich um die hl. Taufe. Ja, er erklärte, er werde die Station nicht verlassen, bis man auch ihn taufe. Da er früher schon etwas Unterricht erhalten hatte und schon lange mit dem Heidentum und seinen Gebräuchen gebrochen hatte, und weil man außerdem seiner Lebenskraft nicht mehr viel zuschreiben konnte, durfte auch er auf die baldige Taufe hoffen. Während drei Wochen wurde er unterrichtet, und als dann wieder 20 Täuflinge vor der Kirchentüre standen, befand sich auch der alte Greis darunter.

Er erhielt den Namen „Simeon“. Als er beim Taufakt vom Priester gefragt wurde: „Willst Du getauft werden?“, er-

widerte der gute Alte ganz unwillig: „Wie kannst Du nur so fragen? Ich habe Dich ja schon so oft darum gebeten.“ Nach vollendetem Taufakt war niemand glücklicher als er, da er mit dem hl. Greis im Evangelium sagen konnte: „Nun entlässest Du, o Herr, Deinen Diener in Frieden.“

Wir Schwestern schenkten ihm noch ein schönes Bild, das den hl. Simeon mit dem Jesuskind darstellte; und in überströmender Freude verließ er die Station.

Ahrenlese

Von Schw. M. Garlindis

Marakane Miya, ein heidnischer Knabe von ungefähr 15 Jahren, fühlte einen unwiderstehlichen Drang in sich, eine katholische Schule zu besuchen, um dort etwas zu lernen. Sein Vater war noch Stockheide; seine Mutter seit zwei Jahren eine Christin, auch seine Geschwister waren noch ungläubig, drei starben als Heiden. Nach langem Bitten und Betteln ließ ihn sein Vater endlich gehen, und so kam er zu uns auf die Station.

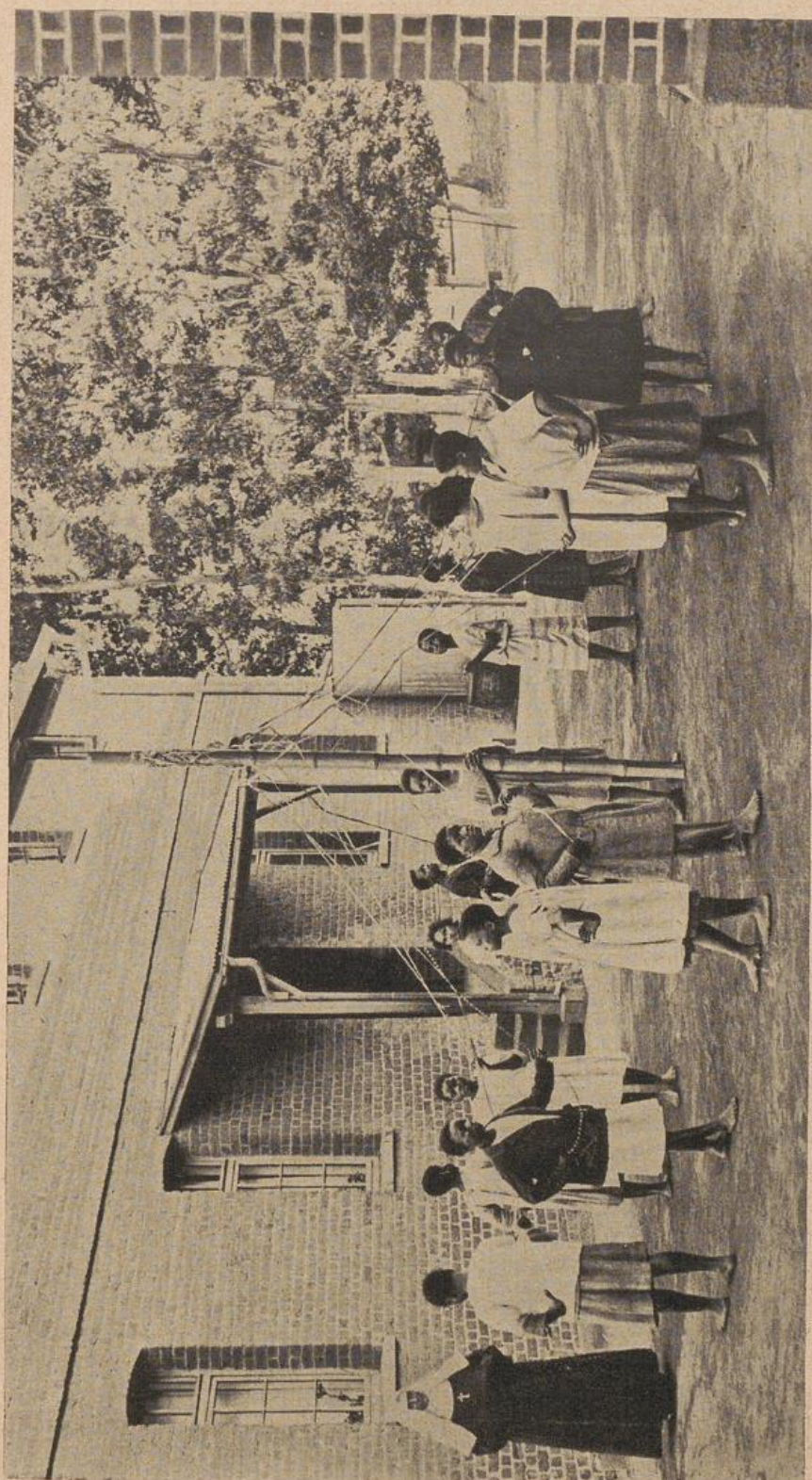
Wie selig war Marakane, daß auch er jetzt lernen durfte! Doch nicht lange sollte dieses Glück für unsern neuen Schüler dauern; kaum war ein halbes Jahr verstrichen, als er wieder geholt wurde, um bei einem Farmer, auf dessen Grundstück seine Eltern wohnten, zu arbeiten. Das war für den armen Tropf sicher kein geringes Opfer, doch beim Abschied sagte er: „Wenn der Sommer vorüber ist und der Farmer nicht mehr so viel Arbeit hat, komme ich wieder.“ Bald war wieder ein halbes Jahr vergangen. Da, gerade bei Schulanfang, war auch unser Marakane Miya wieder unter den Schülern von Maria-thal. Es war Februar 1927. Doch von Anfang an kränkelte er; er war groß und stark gebaut, aber seine bleichen Wangen (diese sieht man nämlich auch durch die schwarze Hautfarbe), seine trüben Augen, ließen erkennen, daß er nicht gesund sei. Von März ab mußte er das Bett hüten. Hohes Fieber stellte sich ein und wollte nicht mehr weichen, und schon mußte man annehmen, daß er ein Opfer der galoppierenden Schwindsucht sei.

Am 16. März empfing er die heilige Taufe und erhielt den Namen Alois. Ruhig und still, wie er in gesunden Tagen war, blieb er auch in seiner Krankheit. Selten findet man einen solchen geduldigen Patienten wie unser Alois. In diesen Jugendjahren, voll Hoffnung und Freude, und nun auf einmal heißt es: „Du mußt bald sterben!“ Wie würde da manches Herz sich aufbäumen. Nicht so Alois. Ganz ergeben in Gottes heiligen Willen trug er sein Kreuz. Jetzt hieß es auch noch lernen für die heilige Beichte und Erstkommunion. Wie begierig lauschte er den Worten des Katecheten, und wie freute er sich auf den Tag der ersten heiligen Kommunion. Der sollte

bald kommen, und keine Schmerzen schienen ihm jetzt mehr schwer, da er ja alles gerne ertrug für die große Gnade, die ihm bald zuteil werden sollte, und zwar am Dienstag in der Karwoche. Am Montag legte er seine erste und letzte heilige Beichte ab. Das Krankenzimmer wurde geschmückt zum Empfange des hohen Gastes. Die Nacht ging schnell vorüber, und endlich nahte die lang ersehnte Stunde, wo der liebe Heiland zum ersten Male Einkehr halten wollte in sein Herz, das sich so sehr nach ihm gesehnt in langen Leidensstunden. Unser hochwürdiger Herr Prälat Dr. Brommer sollte selbst die Feier unternehmen. So erschien er bald mit dem Allerheiligsten, begleitet von zwei Patres, vier Ministranten und den Schulkindern, die Kommunionlieder sangen. Der hochwürdige Herr hielt noch eine kurze Ansprache an unsern Erstkommunikanten, ein Lied wurde noch gesungen, und der große Augenblick war da. Gewiß waren das selige Augenblicke für beide, — für den Heiland und ihn. Jetzt wurde noch die Danksagung nach der heiligen Kommunion gebetet, ein Lied gesungen, und dann zog die Prozession, wie sie gekommen, wieder zur Kirche zurück. Am andern Morgen empfing Alois wieder die heilige Kommunion und danach die heilige Ölung. Außer Karfreitag und Kar Samstag empfing er von nun an täglich den Heiland, das Heil der Kranken. Jeden Tag glaubte man, sein letzter Tag auf dieser Erde sei gekommen. Wie oft bat er mich, ihn doch nur einmal in die Kirche hinauf gehen zu lassen, was ich aber wegen seiner großen Schwäche nicht erlauben konnte. Am Osterfeste jedoch bat er so flehentlich und inständig, daß es unmöglich war, es ihm abzuschlagen, und so ging er hinauf in die Schwesternkapelle. Woher er die Kraft hatte zu gehen, nachdem er schon wochenlang immer 40 Grad Fieber hatte, verstehe ich heute noch nicht.

Wer von den Europäern macht ihm das nach? Wir haben uns alle erbaut an der Andacht, mit der er der heiligen Handlung am Altare folgte, bis der letzte Segen gegeben war. (Es war ein feierliches Hochamt und dauerte sehr lange.) Nachher ist er noch einmal zur Segensandacht hinauf zur Kirche gegangen — doch das sollte das letzte Mal sein.

Von Tag zu Tag nahmen seine Kräfte ab, und ich mußte nur immer seine Geduld bewundern, mit der er seine Schmerzen ertrug. Nie kam ein Laut der Klage über seine Lippen. Wie oft schien es fast unmöglich für ihn zu kommunizieren wegen des Hustens, doch der liebe Heiland konnte das Verlangen dieser unschuldigen Seele nicht ungestillt lassen. Immer gab es einige Minuten Ruhe von dem lästigen Husten, bis er kommuniziert hatte. Als ich ihn einmal fragte, ob er noch einmal beichten wollte, gab er die schöne Antwort: „Schwester, ich habe nichts zu beichten.“ Ein anderes Mal wurde er gefragt,



Gymnasit, Mariannhll.

ob er gerne sterbe, und er antwortete: „Ja, jetzt sterbe ich gerne, meine Seele ist noch ganz rein, und da werde ich ein Engel im Himmel sein; was aber aus mir werden würde, wenn ich gesund würde, weiß ich nicht.“

An ein Gesunden war nicht zu denken. Bald kam der Tag, wo der liebe Heiland seinen treuen Diener zur ewigen Herrlichkeit rief. Es kam der 2. Mai. Ruhig und still war er an diesem Tag, und es kam mir der Gedanke: „So einen guten Tag hat er lange nicht mehr gehabt.“ Nachmittags $\frac{1}{2}$ 3 Uhr besuchte ich ihn; lächelnd bat er mich, noch einmal das Bett zu richten; dann sagte er: „Schwester, gib mir das Kreuz.“ Er blickte auf das Sterbekreuz neben seinem Bette, nahm es, betete einige Stoßgebetchen nach, bat dann um Weihwasser, und unter dem Gebetchen „Jesu ngiykulilela usw.“ „Jesus, Dir leb' ich“ flog seine schöne Seele dorthin, wo es keine Schmerzen und Tränen mehr gibt. Seiner Mutter, die in seiner langen Krankheit beständig bei ihm war, versprach er sein Gebet, damit auch sie bald zu ihm komme. Er hielt Wort. Noch waren keine drei Wochen verstrichen, als es hieß, Alberta, die Mutter des Alois, sei krank. Drei Wochen nach dem Tode ihres Sohnes senkte man sie zu seiner Rechten in die kühle Erde. R. I. P.

z

Regenschauer.

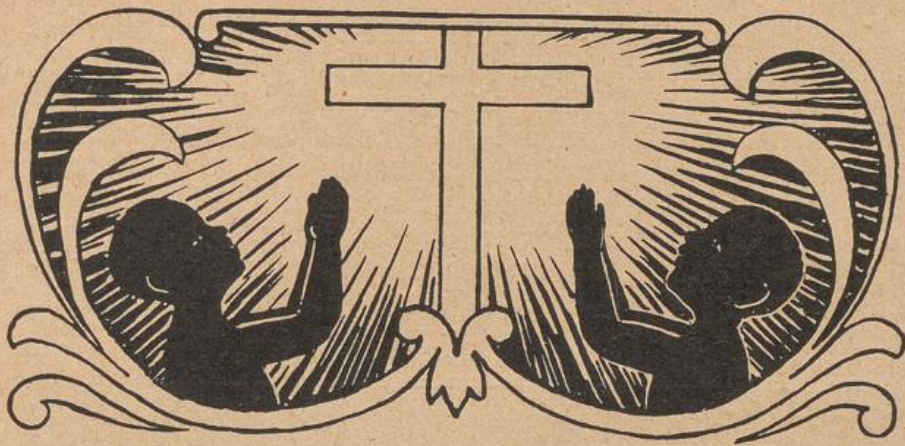
Blumen auf der Flur gedeihen
Nicht durch Sonnenglut allein:
Das Gedeihen wird verleihen
Regen nur mit Sonnenschein.

Schau' in Sturm und Regenschauer
Steh'n die Blümlein bang gebückt;
Nach des Sturmes kurzer Dauer
Hebt ihr Haupt sich froh beglückt.

Wann des Glückes warme Sonne
Stetig strahlt ins Menschenherz,
Stirbt der Tugend Himmelswonne,
Wandelt sich in Leid und Schmerz.

Mag es schauern, mag es stürmen,
Dir zum Segen wird es sein:
Gottes Liebe wird dich schirmen,
Senden dann den Sonnenschein.

Dankend magst empor du schauen
Zu dem Herrn mit frommem Blick,
Aberlasse voll Vertrauen
Seiner Liebe dein Geschick!



F ü r d i e K i n d e r

Unter Palmen

Von Tante M. Engelsrieda

Lieblich ist es hier, meine lieben Kinder, tief in Ost-Afrika unter den Palmen zu sitzen nahe dem Garten, wo so vielerlei Blumen blühen. Kommt nur und lauschet dem sanften Rauschen. Über uns der azurblaue Himmel und das Spielen und Necken der Sonnenstrahlen mit dem Schatten der nahestehenden großen Stauden hoher Sonnenblumen, welche den Gartenpfad umsäumen. Das jauchzende Schwirren lebenslustiger Schmetterlinge —, dieses allein wird euch gut gefallen. Dazu will ich noch ein ganz extra schönes Märchen erzählen, wozu mir die Betrachtung der Sonnenblumen hier reichlichen Stoff liefert. Also seid schön still, setzt euch zu mir im Geiste wenigstens und hört die lehrreiche Geschichte von den großen, schönen Augen.

Trude war ein lustiges Kind. Wenn es durch den Garten sprang und sein Goldhaar im Winde flatterte, leuchteten die schwarzen Augen wie zwei Sterne. O, wie das dem Trudchen gefiel! Wenn nur einer ihre Augen lobte, so riß sie dieselben weit auf, daß die Leute ihre Augen auch recht bewundern sollten. So wurden diese dann allmählich recht groß. Nun sagten die Leute: „Was hat doch Trudchen für schöne, große Augen!“ Trudchen aber meinte ein übriges tun zu müssen und riß die Augen immer weiter auf. Kam nun ein vernünftiger Mann und sagte: „Trude, du darfst die Augen nicht so aufreißen, das ist nicht gut und nicht schön“, so sagte sie: „Große Fenster zieren das Haus.“ Und das hatte sie von schlechten Beratern gehört.

Wenn sie sonst in fröhlichem Spiel herumsprang, so leuchtete ihr Gesicht wie die Sonne; das flatternde Haar erschien wie goldene Strahlen.

Jetzt hütete sie sich vor wildem Laufen und Jagen, denn das könnte ihren schönen Augen schaden. Auf so etwas hörte sie. Aber weil sie ihrer Eitelkeit nicht genug tun konnte, so wurden ihre Augen immer größer, so daß die Leute schon sagten: „Nein, was bekommt doch die Trude für unnatürlich große Augen.“ Das sagten sie aber hinter ihrem Rücken. Doch Trude merkte bald, daß sie immer verwundert angesehen wurde, aber in ihrer Eitelkeit meinte sie, daß ihre großen Augen die Leute zur Bewunderung hinrissen, und so sperrte sie die Augen immer weiter auf.



Schwester Leontine und Schwester Stanisla mit den Kleinen.

In einer Nacht erschien ihr im Traum ein Engel, der sprach: „Trude, Trude, hör auf, Du kommst sonst durch Deine Augen ins Unglück.“ Trude aber hörte nicht darauf und machte große Augen.

In der folgenden Nacht erschien der Engel wieder, und da Trude nicht auf seine Warnung hörte, erschien er auch in der dritten Nacht. In der Hand hatte er eine große Blume, deren Mitte war schwarz wie ein großes Auge, und um dieses Auge waren die Blätter wie goldene Strahlen. Diese Blüte neigte er dreimal zu Trude hin, dann verschwand er.

Sie dachte wohl, daß dieses eine Warnung sein müsse, aber sie achtete nicht darauf; sie glaubte noch immer, wie schön ihre Augen seien und machte sie so groß wie sie nur konnte.

Da auf einmal erschien es ihr, als ob in den Augenwinkeln etwas gerissen sei; doch sie achtete nicht weiter darauf. Als sie

aber am andern Morgen erwachte, waren ihre Augen so groß wie ihre beiden Handflächen. Da merkte sie wohl, daß es mit ihren schönen Augen vorbei war. Und sie weinte so sehr, daß sie sechs Taschentücher zum Trocknen der Tränen gebrauchen mußte.

Am folgenden Morgen waren ihre Augen so groß wie zwei Fenster. Ach, gab das ein Weinen. Sie konnte sich nicht mehr vor den Leuten sehen lassen. Bald waren ihre Augen so groß, daß es gar nicht zu sagen ist, und sie gebrauchte zum Trocknen der Tränen, die sie jetzt fast immer vergoß, so viel Taschentücher, daß sie nicht zu zählen waren, und dann mußten sie den ganzen Tag zum Trocknen in der Sonne hängen, sonst wäre Trude noch nicht damit ausgekommen. Aber was half alles Klagen und Weinen, was half alle Reue; das Unglück ging weiter, und zuletzt waren Trudes Augen so groß, daß sie wie ein Auge erschienen. Sie konnte sich nirgendwo mehr sehen lassen und wünschte sich den Tod. Da kam in einer Nacht der Engel wieder zu ihr und sprach: „Du hast in Deiner Eitelkeit und Verblendung nicht auf meine Warnung gehört; da wäre es noch Zeit gewesen, Dich zu bewahren, nun aber mußt Du auch deine gerechte Strafe erleiden. Jetzt sollst Du aber, da Deine Reue wahrhaft und aufrichtig ist, von Deiner Plage erlöst werden. Eine Blume, wie ich sie hier in der Hand halte, sollst Du werden; Du kannst Dich und andere erfreuen, aber Du wirst auch für jeden eitlen Menschen eine Warnung bleiben.“

Als Trude am andern Morgen erwachte, stand sie im Garten auf einem Beet; sie hatte ein großes, schwarzes, glänzendes Auge, und ihr Haar glich goldenen Strahlen, die das Auge umsäumten. „Ach“, riefen die Kinder, „sieh, welch schöne, stolze Blume! „Und sie nannten sie „Sonnenblume“.

Ihr kennt wohl alle die Sonnenblume? Sie erreicht eine beträchtliche Höhe unter ihren Blumenschwestern, und ihr Antlitz ist immer der Sonne zugewendet. Sie ist auch nützlich, und mit ihren reichlichen Samenkörnchen speist sie viele hungrige Vögelein; und wenn viele beisammen stehen, schön in einer Reihe, bilden sie auch eine Zierde im Garten und erfreuen das Menschenherz.

Das also ist die Geschichte von den großen Augen, ein Märchen, das euch gefallen wird.

K

Gebetserhörnung

Dem hlst. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Erhörnung in einem Anliegen.

N. N.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Neuenbeken 21 Mk., Gertrude; — Pachten 42 Mk., Katharina und Maria-Theresia; — Roden 130 Frs., Joseph-Wilhelm; — Walldürn 21 Mk., Martha; — Mülheim (Ruhr) Styrum zum Dank für wiedererlangte Gesundheit 21 Mk., Johannes.

Für die Mission: Wetten 10 Mk.; Markelsheim 2 Mk.; Roden 30 Frs.

Für die Mission Kilema: 1 Mk. aus Schachtebich.

Almosen: Münstermaifeld 5 Mk.; Saarlouis 7,50 Mk.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Wetten 10 Mk.; Killburg 10 Mk.; Wattenscheid 5 Mk.; Köln zu Ehren des heiligen Antonius und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu in zwei schweren Anliegen 7,50 Mk.; für einen Freiplatz Ung. 180 Mk.

Ein tausendfaches herzliches Vergelt's Gott allen, die uns helfen Missionskräfte heranzubilden, die die Liebe des göttlichen Herzens und die Früchte des kostbaren Blutes hinaustragen in die weite Heidenwelt, sei es durch Verbreiten der Caritasblüten oder durch Almosen spez. für unsere Missionschule. Maria, die glorreiche Himmelskönigin, segne sie im Leben und bereite ihnen ein schönes Plätzchen im Himmel, im festlich geschmückten Hochzeitssaale ihres göttlichen Sohnes, wo die geretteten Seelen ihren lieben Wohltätern Dankeslieder singen durch die ganze Ewigkeit. Dieser Dankeswunsch wird mit täglichen Gebeten von Schwestern und Kindern begleitet.

Rätsel

1. Wieviel Pfund wiegt der Mond?
2. Welches ist der höflichste Fisch?
3. Was ist fertig und wird doch jeden Tag gemacht?
4. Wer hat keinen Körper und ist doch sichtbar?
5. Je mehr du davon nimmst, desto größer wird es.
6. Welches Eisen wird von Blech gemacht?
7. Welche Mühle ist am kleinsten?
8. Was entsteht im Winter, stirbt im Sommer und wächst mit der Wurzel nach oben?
 9. Nicht ferne von dir jemand wohnt,
Der, wie von ihm die Sage geht,
Auf Wetterkunde sich versteht;
Er zeigt sich wie ein Herr vom Stande
In einem bunten Prachtgewande,
Trägt einen purpurroten Hut
Und wandelt doch im Schnee und Sande
Stets unbestiefelt, unbeschuh't.
 10. Ich schwimme stets im Wasser frisch
Und bin doch weder Frosch noch Fisch,
Ich bin kein Vogel und doch geschwind
Dehn ich die Segel im flatternden Wind,
Ein Bote bin ich zu jeder Stund
Und laufe mir doch keine Füße wund,
Willst du alles wissen auch,
Kaffee und Zucker hab ich im Bauch.
 11. Ich habe einen Kopf und vier Beine,
Doch wenn du mich berührst,
Erscheine ich ohne Kopf und Beine,
Rund wie ein Knäuel, greiffst du mich an,
So ist dein Finger übel daran.